

Simon Saier

JENSEITS DER TORE

Roman



Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Simon Saier

Jenseits der Tore

Roman



edition fischer

Die Handlung dieses Romans sowie die darin vorkommenden Personen sind frei erfunden; eventuelle Ähnlichkeiten mit realen Begebenheiten und tatsächlich lebenden oder bereits verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2009 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Times 11°
Herstellung: SatzAtelier Cavlar / NL
Printed in Germany
ISBN 978-3-89950-480-4

*I*ch schiebe den braunen Plastikbecher mit seinem heißen, ebenfalls braunen Inhalt zwischen meinen Händen hin und her. Ich hatte versucht mich zu beherrschen, mich unter Kontrolle zu halten, aber es war mir nicht gelungen, nicht gut jedenfalls. Immer wieder kehrte das Zittern in meine Hände zurück. Also versuche ich es geschickt zu überdecken, schiebe den Becher auf der weißen Tischplatte herum, damit man meine Hände nicht zittern sehen kann, damit sie nicht ungewollt und nervös irgendwo herumzupfen, an meinen Haaren, den Ohren, irgendwo. Aber das macht es nicht besser, es steigert meine Nervosität noch, ich kann deutlich spüren, wie ich mich immer weiter dem Rande einer Hysterie nähere, dagegen ankämpfen fällt mir schwer, eigentlich ist es unmöglich, ich werde davon angezogen wie eine Münze von einem Magneten.

Ich will hier weg, raus aus diesem Raum, aus diesem Gebäude und laufen, einfach laufen, so weit mich meine Füße tragen, um dann erschöpft zusammensinken und vielleicht endlich allein zu sein. Selbst dann wäre ich zwar nicht allein, es wären immer noch meine Gedanken bei mir, meine Erinnerungen, aber das wäre besser als ein Mensch.

Der Polizist fängt endlich an zu sprechen, es ist wie eine Erlösung, nachdem er mich eine Minute lang, die sich wie eine Stunde angefühlt hatte, gemustert hatte und mich dabei beobachten konnte, wie ich von Sekunde zu Sekunde nervöser wurde, zunehmend die Kontrolle über mich selbst verlor.

»Ich weiß, es ist schwer für dich, aber würdest du mir bitte erzählen, was vorgefallen ist?«

Ich nicke, blicke ihn dabei aber nicht an. Dann hätte ich sicher kein Wort mehr über die Lippen gebracht.

Und oh, es ist auch so schon schwer genug zu erzählen. Ich kaue eine Weile auf meiner Unterlippe herum, unbewusst, der Kaffeebecher wandert währenddessen beständig von einer Hand in die andere, versuche die passenden Worte zu finden. Schließlich sehe ich ein, dass es keine gibt, die das Geschehen aus einer distanzierten Sichtweise ausdrücken können, ohne meine Erinnerungen gewaltsam aufzureißen.

»Also ähm ... ja, ich ... er ...«

Es kommen zwar Worte aus meinem Mund, aber es ist, als würde nicht ich sie sprechen. Sie sind unzusammenhängend und ergeben absolut keinen Sinn. Damit entsprechen sie ziemlich genau dem Bild meiner Gedanken. Ich räuspere mich, nicht dass es dadurch besser würde, aber es überdeckt vielleicht geschickt meine Nervosität. Und meine Angst.

»Na ja, er kam in die Klasse und ...«, fange ich wieder an. Schon besser.

»Thomas Kehlmann?«, unterbricht der Polizist mich.

»Äh, ja. Genau. Thomas.«

Ein gehetztes Lächeln huscht mir über die Lippen, mein Blick zuckt kurz durch den Raum, nimmt alles unverändert wahr, seit ich mich das letzte Mal umgesehen habe. Nicht dass ich eine Veränderung erwartet oder eine Bewegung wahrgenommen hätte, aber alles in mir schreit danach, sich zu bewegen, unkontrolliert, herumzuzucken und zu zappeln, nicht nur meine Hände, eben auch die Augen. Als wäre ich auf Drogen. Eine Überdosis Adrenalin vielleicht, keine Ahnung.

Wir befinden uns in einem kleinen, quadratischen Raum. An einer Wand befindet sich ein riesiger Spiegel. Ich weiß natürlich, dass es ein einseitig verspiegeltes Fenster und kein Spiegel ist, dafür habe ich zu viele Filme und Krimis gesehen. Wahrscheinlich sitzen im Normalfall weitere Polizisten in dem Raum dahinter, heute wird es aber wohl nicht so sein. Heute ist nichts, wie es normalerweise ist.

In der Mitte des Raumes steht ein Tisch, ein Stuhl an jeder Seite. Ich sitze auf einem, der Polizist mir direkt gegenüber auf einem anderen. Er muss wohl um die 50 sein, hat graues, kurzes Haar und einen Dreitagebart. Sein Gesicht ist voller Furchen und Falten, vielleicht ist es gerade das, was mich Vertrauen zu ihm fassen lässt, seine Menschlichkeit, sein Makel, der nur durch einen Bart entsteht.

»Also ... er kam in die Klasse, viel zu spät. Der Unterricht hatte schon seit ungefähr 20 Minuten angefangen ...«

Während ich erzähle, steigen die Erinnerungen wieder vor meinem geistigen Auge auf. Ich fühle mich regelrecht in der Zeit zurückversetzt, als würde ich mit offenen Augen träumen und alles erneut erleben, mit dem Wissen, was geschehen würde und dass ich daran nichts würde ändern können.

»Warum kommst du schon wieder zu spät?«, schnauzt Frau Mehring, unsere Englischlehrerin, Thomas an, kaum hat er das Klassenzimmer betreten.

Bei seinem Eintreten ist es schlagartig ruhig geworden, niemand spricht mehr. Ein irgendwie seltsames Phänomen, das jedes Mal auftritt, sobald sich die Tür nach Unterrichtsbeginn öffnet. Ich rutsche unruhig auf meinem Stuhl herum, ich weiß genau, was jetzt kommt. Wieder eine Strafpredigt,

die darin enden wird, dass Thomas, einmal mehr, wegen seines Verhaltens ins Direktorat geschickt wird. Ich fühle mich nicht wohl dabei, es ist wie der Streit zwischen Eltern, man möchte sich auf keine Seite schlagen, wünscht sich, dass man gar nicht anwesend wäre, sondern an irgendeinem anderen, weit entfernten Ort, an dem die Dinge alle einfacher sind oder es zumindest scheinen.

Thomas mustert Mehring aus zusammengekniffenen Augen, er hasst sie, jeder aus der Klasse weiß es, sie weiß es. Und es beruht wohl auf Gegenseitigkeit. Ich mache mich schon darauf gefasst, ein Lachen zu unterdrücken, Thomas' bissige Antworten tragen immer eine Direktheit in sich, die sich kaum ein anderer Schüler trauen würde offen auszusprechen, auch wenn viele sicher das Gleiche denken.

»Weißt du was, du dumme Schlampe, fick dich.«

Ein nervöses Lachen geht durch den Raum. Lustig? Ja. Aber auch peinlich. Wie ein Streit zwischen den Eltern.

Als er die Pistole aus seiner Jackentasche zieht, lacht keiner mehr. Lustig ist es auch nicht mehr, in keiner Weise.

Der Schuss ist ohrenbetäubend in dem kleinen Raum, ich zucke bei dem Donner, den er verursacht zusammen, kann nicht fassen, was ich sehe.

Die Kugel trifft unsere Lehrerin direkt in den Kopf und tritt auf der Rückseite wieder aus, zusammen mit einer Wolke aus Blut, Gehirn und Knochensplintern.

Sie sinkt ohne einen Ton, wie ein Blatt Papier, zu Boden, vielleicht höre ich auch nur nichts, weil meine Ohren dröhnen. Ich kann mich nicht bewegen, bin wie gelähmt von der Tat, von dem Anblick. Den anderen muss es ähnlich gehen, niemand bewegt sich, alle starren mit weit aufgerissenen

Augen auf den Boden vor der Tafel, auf den Körper der leblosen Frau Mehring, auf das Blut, auf Thomas.

Der bewegt die Lippen, ich kann aber immer noch nichts hören. Sein Gesicht ist wutverzerrt und rot angelaufen, er schreit die Leiche zu seinen Füßen an, dann schreit er uns an, die Klasse, seine Mitschüler.

Das muss ein Albtraum sein, geht es mir durch den Kopf, obwohl ich es besser weiß, hoffe ich inständig darauf, jeden Moment zu erwachen.

Als er diesmal die Pistole hebt, löst sich mit einem Schlag meine Starre, ich springe auf, werfe mit einer Handbewegung den Tisch vor mir um und lasse mich dahinter fallen, auch wenn ich genau weiß, dass die dünne Sperrholzplatte keinerlei Schutz vor umherfliegenden Kugeln bieten wird. Noch während ich falle, sehe ich, wie Thomas einem Schüler in der ersten Reihe in den Kopf schießt.

Spätestens jetzt haben alle begriffen, dass nicht nur die Lehrerin auf seiner Abschussliste steht, Panik bricht aus, viele springen einfach auf, andere lassen sich unter die Bänke fallen, Franz reißt das Fenster neben seinem Sitzplatz auf, versucht herauszuspringen. Thomas bemerkt es und zögert nicht erneut den Abzug zu drücken. Wieder trifft er, wie ich voller Schrecken feststellen muss.

Ich packe Sarah, die neben mir saß und jetzt starr herumsteht, am Arm und zerre sie zu mir nach unten, hinter den umgeworfenen Tisch. Ich drücke sie an mich, fest, ich habe Angst, brauche jemanden, an dem ich mich festhalten kann. Ich spüre, dass sie zittert, spüre ihren rasenden Pulsschlag, als ich ihr eine Hand auf den Hals lege, um sie festzuhalten. Wieder donnert ein Schuss. Und wieder.

Meine Ohren haben sich jetzt etwas an den Lärm gewöhnt, ich höre zwischen den Schüssen, wie Thomas uns beschimpft, sein Hass trieft geradezu aus seiner Stimme. Ich kenne ihn seit meiner Kindheit, so habe ich ihn noch nie erlebt oder gehört. Er klingt wie ein Fremder.

Lisa fällt uns direkt vor die Füße, ihre Augen sind vor Schrecken und Schmerz geweitet, die Hände hat sie krampfhaft um ihren Hals geklammert. Blut quillt zwischen den Fingern hervor, viel Blut. Sie sieht in meine Richtung, ob sie mich noch wahrnimmt, kann ich nicht sagen. Ich versuche nicht einmal ihr zu helfen.

Sarah klammert sich immer fester an mich, sie hat den Kopf an meine Schulter gepresst, bekommt nur noch die Geräuschkulisse mit, was unter diesen Umständen wahrscheinlich sogar angenehmer ist.

Immer wieder hämmert der Schlagbolzen auf die Pistolenkugeln, die Geschosse fliegen in dem Raum herum, verrichten ihre Arbeit, bringen Vernichtung und Schmerzen über alles.

Zwölf Schüsse. Es ist irgendwie ein merkwürdiges Gefühl, dass ich mitzähle, aber jeder Schuss brennt sich in mein Gedächtnis ein, ich glaube nicht, dass ich diese Brandmarken jemals wieder loswerde.

Zwölf Schüsse. Dann hört es auf. Einfach so. Stille.

Ich wage nicht aufzustehen, in der Angst, Thomas würde nur darauf warten.

Sekunden vergehen, ziehen sich in die Länge, Minuten, Stunden, Tage, dunkel, hell, dunkel, hell, Monate, Jahre.

Dann schließlich, noch ein letzter Schuss. Dreizehn. Ich höre, wie etwas scheppernd zu Boden fällt, dann das dumpfe

Geräusch eines aufschlagenden Körpers auf dem Laminatfußboden.

Er hat sich selbst gerichtet. Ich weiß es, ohne es zu sehen, und atme in diesem Augenblick innerlich auf. Ich bin froh, dass es nicht mich getroffen hat. Und ich bin froh, dass es nicht meine Freundin, Sarah, die sich immer noch zitternd an mich klammert, getroffen hat. Ich streiche ihr über die glatten, dunkelbraunen Haare, versuche sie zu beruhigen und versuche mit meinen Worten dasselbe bei mir, während ich mich vor dem Egoismus ekle, der mich froh sein lässt noch am Leben zu sein, während mehrere meiner Klassenkameraden tot oder verwundet sein müssen.

Sie weint, zittert, hat ihre Finger immer noch in meinen Arm und meinen Hals gekrallt, wie ein Raubtier in seine Beute. Die Zeit verliert sich, ich weiß nicht wie lange, aber irgendwann ertönen Sirenen von draußen.

Zu spät, denke ich und fahre mir über die Augen, in der Hoffnung, wenigstens eine einzige Träne dort zu finden. Aber es ist keine da. Der Schock, ja, das ist der Schock. Das *muss* es sein.

Als wir dann irgendwann vor der Schule stehen, umsorgt von Notärzten, während die Sirenen der Polizei- und Rettungswagen immer noch heulen, weiß ich nicht, wie ich mich fühlen soll. Viele der Schüler und Lehrer weinen oder haben noch gerötete Augen, alle blicken betroffen drein, sind schockiert. Ich fühle nichts von all dem. Weder Trauer noch Schmerz noch sonst irgendetwas. Es ist, als wäre nur ein ganz normaler Schultag vorbeigegangen.

Ich entziehe mich meiner Verantwortung, meiner Gefühllosigkeit, indem ich mich selbst belüge, ich stünde immer

noch unter Schock und könne zurzeit gar nicht begreifen, was vorgefallen ist.

Ich hatte kurz darüber nachgedacht, dem Polizisten alles zu erzählen. Als ich jetzt den Kaffeebecher nehme und einen tiefen Schluck daraus trinke, weiß ich, dass es dafür zu spät ist. Was hätte ich noch sagen sollen?

Ach übrigens, als Lisa vor mir zu Boden fiel, hat sie noch gelebt und ich habe mich nicht einmal gerührt, um ihr zu helfen. Und ich fühle auch keine Trauer für alle, die gestorben sind. Das hatte ich ganz vergessen zu erwähnen.

Lächerlich.

Ich mustere den Polizisten über den Rand des Bechers. Die ganze Zeit über hatte er mitgeschrieben, jetzt legt er den Stift aus der Hand, lehnt sich zurück, seufzt leise und blickt mir dann direkt in die Augen.

»Ich weiß, dass das für dich schwer war. Danke, dass du mir trotzdem alles erzählt hast.«

Er schüttelt den Kopf.

»Traurig so was. Das prägt einen fürs Leben.«

Ich nicke nur, kann und will nichts dazu sagen. Jegliches Mitgefühl, das ich aussprechen würde, wäre eh nur gelogen.

»Ich bring dich nach unten.«

Der Polizist steht auf, streckt einen Arm in Richtung der Tür aus.

»Nein danke. Nicht nötig, ich finde allein runter.«

Nach Gesellschaft ist mir jetzt ganz bestimmt nicht, meine Erzählung hat eine frische Wunde in den Schorf des Vergessens gerissen. Es ist nicht wirklich der Amoklauf an sich, es ist meine Gefühllosigkeit, die mir Angst macht.

»Sicher?«

»Ja, sicher«, antworte ich, stehe auf, versuche dabei zu lächeln, ein wenig gelingt es mir sogar. Wie falsch es in dieser Situation wirkt, es passt so perfekt. Ich lächle, um meine Trauer zu überwinden. Lachhaft. Ich lächle, damit er denkt, ich empfinde Trauer. Ich könnte kotzen.

Er begleitet mich trotzdem noch aus dem Zimmer und ein Stück den Gang entlang, an dem Treppenhaus gibt er mir einen Klaps auf die Schulter und verabschiedet sich dann mit knappen, aufmunternd gemeinten Worten von mir, weist mich noch einmal darauf hin, dass ein psychologisches Programm für alle Betroffenen bereitsteht, falls ich es benötigen sollte. Ich danke ihm, verabschiede mich. Auf einmal erscheint er mir gar nicht mehr so sympathisch wie zu Beginn. Vielleicht habe ich mir mehr erwartet, zu viel.

Ich sehe ihm nach, wie er wieder in den Gang hinuntergeht, zurück in das Verhörzimmer.

Gedankenverloren starre ich in die Leere. Ich fühle mich antriebslos, müde, erschöpft, desorientiert. Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll, wo ich hinsoll. Und ich kann auch keinen klaren Gedanken fassen, ich stehe nur herum, warte, dass meine Apathie verschwindet und ich mich danach vielleicht wieder einigermaßen wie ein Mensch fühle.

Als mich eine Frau anspricht, mich aus meinen Gedanken reißt, obwohl ich eigentlich kaum einen fasse, und mich fragt, ob alles mit mir in Ordnung sei, erschrecke ich ungewollt und zucke zusammen. Sie weicht etwas zurück, ein nervöses Lächeln schleicht sich auf ihre Lippen.

»Alles in Ordnung?«, fragt sie erneut.

Ich fahre mir mit der Hand einmal über die Augen, ich war

vollkommen weggetreten. Seltsam, so etwas ist mir noch nie zuvor passiert. Ich bemühe mich um ein Lächeln, es muss gezwungen aussehen, genau so, wie es sich anfühlt.

»Ja, danke. Alles in Ordnung«, lüge ich ihr mitten ins Gesicht, ohne auch nur eine Miene zu verziehen oder rot anzulaufen. Lügen, darin bin ich gut, wenn auch schon sonst in nichts anderem.

»Okay«, antwortet sie, lächelt mich an und geht dann an mir vorbei, ich kann deutlich den Duft ihres Parfüms riechen. Ich drehe mich mit ihr mit, sehe ihr nach. Sie wirft mir noch stirnrunzelnd einen Blick über die Schulter zu, bevor sie in einem Büro verschwindet.

Ich mache mich auf den Weg nach draußen, durch unzählige Gänge, mehrere Treppen hinunter, vorbei an immer gleich aussehenden Türen, bis ich schließlich in der Eingangshalle stehe. Mehrere meiner Mitschüler samt ihren Eltern stehen hier herum, ich war nicht der Einzige, von dem eine Zeugen-aussage gewünscht wurde. Eigentlich ziemlich dreist, sollte man nicht wenigstens ein bisschen die Trauer der Opfer verstehen und sie wenigstens an demselben Tag in Ruhe lassen? Was soll's, ich glaube nicht, dass mir ein solcher Vorwurf zusteht. Sicher nicht.

Ich entdecke meine Eltern in dem Getümmel, meine Mutter sieht mich ebenfalls, winkt mir zu. Als wir uns entgegengehen, sehe ich, dass ihre Augen gerötet sind. Sie hat geweint und fängt jetzt wieder an, als sie mich in den Arm nimmt, mich an sich drückt.

»Ich bin ja so froh, ich bin so froh«, flüstert sie immer und immer wieder zwischen den Schluchzern. Ich versteife mich zusehends in ihrer Umarmung. Es ist mir peinlich. Verdammt